Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3896.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 225. **Montag** den 5. Mai 1902. **96. Jahrgang.**

Nationalliberaler Landesverein für das Königreich Sachsen.

I.

* **Leipzig**, 4. Mai. Die Vorversammlung, die gestern Abend die für heute in Aussicht genommene Hauptversammlung des Nationalliberalen Vereins für das Königreich Sachsen einleitete, hatte sich eines so starken Besuches zu erfreuen, daß der Gartensaal des Zoologischen Gartens dicht besetzt war. Aus allen Theilen des Landes waren die Vertreter der Partei zusammengeeilt, um sich in Leipzig, dem Sitze des Vorstandes zu ernster Arbeit zu vereinen. Auch die hiesigen Parteimitglieder waren zahlreich vertreten und so entwickelte sich schon vor Eröffnung der Versammlung im Saale ein reges Leben. Von den nahestehenden Parteien hatten die Conservativen in den Herren Geh. Hofrath Landtagsabg. Dr. Schober, Professor Dr. Steffen und Redacteur Seyferth, die deutschsociale Reformpartei in den Herren Stadtrath Listing, Rechtsanwalt Schnauß und Architekt Meyrose Vertreter entsendet. Ferner waren für den Alldeutschen Verband die Herren Kaufmann Zelß und Dr. Schmiedt erschienen.

Gegen ½9 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Landesvereins, Herr Justizrath Dr. Gensel, die Versammlung mit etwa folgenden Worten: Hochgeehrte Herren! Ich habe die Ehre, im Namen des Vorstandes des Nationalliberalen Vereins im Königreich Sachsen Sie hier willkommen zu heißen. Mein Willkommengruß gilt im Besonderen den Vertretern der verbündeten Parteien. Wir sind gewohnt, hier in Leipzig bei den Wahlen zusammenzugehen, und so meinen wir, daß es ihnen recht sein wird, den Bericht über die politische Lage im Reiche hier mit zu hören. Herr Reichstagsabgeordneter Professor Dr. Hasse ist leider erkrankt und deshalb am Sprechen verhindert, aber umsomehr bin ich erfreut, daß er doch erschienen ist. Hierbei sei gleich des in Leipzig verbreiteten Gerüchtes Erwähnung gethan, daß Herr Professor Dr. Hasse für die nächsten Reichstagswahlen als Candidat vom Parteivorstande sollte fallen gelassen werden. Eine unverschämtere Lüge ist mir, so kann ich wohl sagen, und das sei vor der Oeffentlichkeit festgestellt, noch nicht vorgekommen. Wir hoffen, ihn noch recht lange unsern Vertreter nennen zu dürfen. Redner begrüßte dann noch mit herzlichen Worten den aus Berlin erschienenen bewährten nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Geh. Regirungsrath Professor Dr. Paasche und ertheilte ihm dann zu dem angesagten Vortrage über die innerpolitische Lage im deutschen Reiche das Wort. Der Genannte führte in einstündiger Rede hierüber etwa Folgendes aus:

Es sei ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, über die innerpolitische Lage hier zu sprechen. Solle man über dieselbe ein Urtheil fällen, so lasse sich dieses dahin zusammenfassen, daß diese Lage eine wenig geklärte und wenig angenehme sei, denn die nationalliberalen Elemente verfügten nicht über den Einfluß, der ihnen für die Entwickelung des Reiches zu wünschen wäre. Diesen Einfluß zu erreichen, müsse das Ziel der Partei sein.

Er wende sich nun bei Betrachtung der innerpolitischen Lage zunächst wirthschaftlichen Fragen zu, denn mit solchen beschäftige sich heute das Land zumeist. Im Vordergrunde des Interesses stehe die Zolltarifvorlage, allerdings nicht mehr in der Weise, wie das zuerst der Fall gewesen sei. Man habe sich zu einer gewissen Resignation bequemen müssen und sehe nunmehr mit Geduld dem Verlaufe der Dinge entgegen. Dabei sei immer noch nicht abzusehen, wie die Entscheidung fallen werde. Von fundamentalster Bedeutung sei nun die Frage, ob etwas zu Stande komme und wie es zu Stande komme. Das ob sei beinahe von noch größerer Wichtigkeit als das wie, denn sollte gar nichts zu Stande kommen, so würde der Parlamentarismus damit geradezu seinen Bankerott erklärt haben. Das müsse allen Denen immer und immer wieder zu Gemüthe geführt werden, die, ohne den extremen Richtungen anzugehören, doch meinen, ein nützliches Werk zu thun, wenn sie die Vorlage zu Falle bringen. Sie denken nämlich, bei den künftigen Wahlen etwas gewinnen zu können. Das sei eine ganz falsche Rechnung; den Gewinn hätten sicher nur die radicalen Parteien, denn der Respect vor der Volksvertretung würde bei einer solchen Bankerotterklärung, wie sie im Nichtzustandekommen der Vorlage läge, in weiten Kreisen total schwinden, was das könnte nur von Gewinn für die Gegner des Reiches in seiner heutigen Gestalt sein. Gewiß, die Minderheit müsse gehört werden, sie müsse Gelegenheit haben, ihre Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, aber sie müsse sich auch, wenn sie Minderheit bleibe, der Mehrheit fügen. Man brauche, wenn nichts zu Stande komme, keine Gespenster an die Wand zu malen, etwa einen Staatsstreich zu fürchten und dergleichen mehr. Daran glaube er nicht. Aber der ganze Parlamentarismus hätte damit auf lange Zeit ausgespielt, und das würde von unabsehbarem Schaden für die Zukunft sein.

Er wende sich nun dem zu, wie etwas zu Stande komme. Man habe die Vorlage eine agrarische genannt, namentlich sei das vom Centrum aus geschehen. Er wolle hier keine genaue Untersuchung darüber anstellen, aber es sei seine feste Ueberzeugung, daß sich in weiten Theilen Deutschlands die Landwirthschaft in einer Nothlage befinde, einer Nothlage, der abgeholfen werden müsse. (Zustimmung.) Nun sei bekannt, daß die Forderungen einflußreicher Parteien vielfach über die Vorlage hinausgehen, besonders im Puncte der Minimalsätze. Vom Reichskanzler sei hierzu kürzlich erst in Düsseldorf, und vom sächsischen Minister v. Metzsch im Landtage in der bestimmtesten Weise erklärt worden, daß die verbündeten Regierungen in diesem Puncte über die Vorlage nicht hinausgehen werden. Er brauche nun weiter kaum zu betonen, daß es die Gesammtwohlfahrt des deutschen Reiches erfordere, langfristige Handelsverträge abzuschließen. Die Regierungen erklärten, solche nur auf der Basis der Minimalsätze erreichen zu können. Trotzdem sei bei den Mehrforderungen beharrt und in den Commissionen seien solche beschlossen worden. Wenn nun auch eine Regierungsvorlage gewöhnlich kein nolli me tangere sei und er selber gern mehr erreicht hätte, so könne es bei dieser Sachlage für die nationalliberale Partei nur eine Richtschnur geben: das Eintreten für die Minimalsätze der Regierungsvorlage. Nur auf dieser Grundlage, das sei klar erkennbar, lasse sich eine Gestaltung der Dinge erreichen, die der ganzen Nation Nutzen bringe.

Nun sei gesagt worden, daß Diejenigen, welche zu diesen Sätzen der Regierungsvorlage stehen, keine Freunde der Landwirthschaft seien. Er frage: wer sei der wahre Freund der Landwirthschaft, Derjenige, der das Erreichbare nehme, wenn es besser als das Vorhandene sei, oder Derjenige, der es zurückweise, weil es ihm nicht genug sei, und der nun die Landwirthschaft im alten Nothstande lasse? (Bewegung.) Sicherlich werde ihm Jeder zustimmen, daß, wenn es nicht gelingen sollte die Zollvorlage im jetzigen Parlament durchzubringen, dann in einem künftigen Parlament die Opposition nur noch größer werden würde, und man dann nicht einmal das jetzt von der Regierung Aufgestellte durchbringen könnte. Gerade die Landwirthschaft würde dann auf lange Jahre hinaus den meisten Schaden haben. Er glaube, die nationalliberale Partei stehe auf dem rechten Boden, wenn sie das Erreichbare jetzt durchzubringen suche. (Bravo.) Die letzten Wahlen in Saarbrücken und Celle-Gifhorn dürften übrigens gezeigt haben, daß die Haltung der nationalliberalen Partei in weiteren Kreisen mit Verständniß aufgenommen worden sei. Hierin sei wohl ein Beweis dafür zu erblicken, daß die Partei auf dem rechten Wege sich befinde.

Was nun die industriellen Zölle betreffe, so stehe er auf dem Standpuncte, daß das Mögliche erreicht werden müsse. Nun, sei man in der Commission, namentlich von socialdemokratischer Seite, eifrig bemüht, die von der Regierung in dem autonomen Tarife auf Verlangen der industriellen Kreise vorgeschlagenen Sätze auf die Höhe des jetzigen Tarifes zurückzuschrauben. Jeder Unbefangene werde aber zugeben müssen, daß man zu neuen, für die Industrie und die Bevölkerung günstigen Handelsverträgen nur gelangen könne, wenn man Sätze aufstelle, von denen man erforderlichen Falles etwas ablassen könne, um seinen Willen an anderer Stelle durchzusetzen; denn nur auf diesem Wege werde es möglich sein, Verträge ohne Schaden für uns selbst abzuschließen. Die Opposition vergesse ganz, daß es sich für uns darum handele, unsere Industrie vor übermächtiger ausländischer Concurrenz zu schützen. Als der größte Concurrent komme Amerika in Betracht. Die Vereinigten Staaten haben es vorzüglich verstanden, ihre Industrie durch kolossale Schutzzölle in die Höhe zu bringen. Wir unsererseits werden nie Zölle in dieser Höhe einführen, aber daß wir uns mit dem zehnten Theile der Zölle begnügen, die Amerika von uns erhebt, das sei doch zu viel verlangt.

Nun werde eingewendet, wenn wir erhöhten, würden es auch Andere thun. Dem müsse entgegnet werden, daß Deutschland auf dem Weltmarkte doch eine Macht repräsentire, und daß man die deutschen Abnehmer sehr wohl brauche. Er müsse leider der Meinung Ausdruck geben, daß der deutsche Reichskanzler bei solchen Tarifsätzen, die als Compensationssätze aufzufassen seien und die nicht, wie die Minimalsätze, eine Erhöhung schlechterdings nicht vertrügen, viel zu viel Rücksicht auf das Ausland nehme, zum Nachtheile der deutschen Vertragsunterhändler. (Sehr richtig!) Es wäre zu wünschen, daß in dieser Hinsicht die verbündeten Regierungen viel mehr ihre eigenen Wege gehen, als bisher. (Zustimmung.) Auf der Heimathspolitik müsse sich die Weltpolitik aufbauen, das werde eine gesunde Entwickelung für die Zukunft verbürgen. (Beifall.)

Ein schweres Stück Arbeit stehe noch bevor, denn noch habe die Zollcommission nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der Vorlage bewältigen können. Und die Arbeit sei eine hochverantwortungsvolle, wenn man das Wohl Aller in Einklang bringen wolle. Wenn da noch bei den nun gebotenen Entschädigungen von „Accordarbeit" und dergl. geredet werde, so sei das gerade kein glänzendes Zeugniß für die politische Einsicht. Daß für diese Mühe, die von den Mitgliedern der Commission gefordert werde, eine Entschädigung zewährt werde, sei nur angemessen, und deshalb habe auch die Partei für die Commissionsdiäten gestimmt.

Er wolle nun noch auf besonderen Wunsch auf die Zucker- und Spiritussteuer eingehen. Vor Allem wolle er betonen, daß es sich hierbei um keine Ertragssteuern handele, sondern in erster Linie um die Regulirung der heimischen Industrie handele. In dem neuen Gesetze über die Spiritussteuer seien Bestimmungen enthalten, die dazu führen sollen, die Spiritusindustrie in sicherere, geregeltere Bahnen zu lenken. Jeder wisse, daß bisher der trinkbare Branntwein sehr hoch besteuert war, namentlich, um dem Alkoholmißbrauch entgegen zu treten. Daß aber hohe Steuern die Ausfuhr hindern, brauche er nicht erst zu beweisen. Wenn sich nun in Folge verminderter Ausfuhr die erzeugten heimischen Mengen gehäuft hätten, so müsse entweder eine gewaltige Einschränkung der Production folgen, oder ein stärkerer Verbrauch des Spiritus zu gewerblichen Zwecken herbeigeführt werden. Die Regierung wolle deshalb, da die Einschränkung der Production eine Grenze habe, den Weg beschreiten, den gewerblichen Spiritus geringer zu besteuern, damit er im Lande mehr Verwendung finde und im Auslande concurrenzfähig sei, und auch auf den Trinkbranntwein die Steuer so zu legen, daß er verkäuflich bleibe. Leider sei die Regierungsvorlage abgelehnt worden, und es sei nur ein Flickwerk zu Stande gekommen. Der Nothlage der Spiritus-Industrie sei also nicht abgeholfen worden. Aber wir brauchen, das sei nicht zu bestreiten, ein Gesetz, das die Spiritusindustrie bestandsfähig erhalte, denn sonst würde in vielen Bezirken geradezu ein Rückgang im allgemeinen Wohlstande eintreten. Und das werde doch Niemand wollen.

Anders stehe es mit der Zuckersteuer. Deutschland sei heute der erste zuckerproducirende Staat. Aber auch hier seien wir gegen früher zu einem Stillstande gelangt, und zwar in Folge wachsender Ueberproduction des Inlandes und des Auslandes. Das habe zu großem Preissturze geführt. Diesen konnten wir, trotz des großen Ausfalles der Einnahmen auf dem Weltmarkte, noch ertragen, weil eine Ausfuhrprämie gezahlt wurde. Dieses Prämienwesen, in dem die producirenden Länder einander überboten, muß nun fallen. Damit höre aber die Concurrenzfähigkeit dem Auslande gegenüber vollständig auf. Keiner vermöge zu leugnen, daß eine solche Prämienwirthschaft, wie sie jetzt die meisten Staaten haben, auf die Dauer keinen Erfolg haben könne, aber in einer wirthschaftlich so schwierigen Zeit, wie gerade jetzt, die Prämie abschaffen zu wollen, sei doch im höchsten Grade bedenklich. Dazu komme, daß andere Länder, wie Frankreich, noch viel höhere Prämien zahlen, das könne auch nicht mehr lange dauern, denn schon stehe Frankreich am Rande seines Könnens. Allein wir selbst können nur dann vorgehen, wenn das von Anderen geschehe. Sonst schaden wir uns in hohem Maße. Die Vorlage, wie sie jetzt die Regierung vorgelegt habe, müsse deshalb in ernstester Weise geprüft werden, denn die Verantwortung vor der heimischen Industrie sei eine ganz außerordentliche. Er befürchte nicht, daß die Zuckerindustrie zu Grunde gehen werde, aber gleiche Waffen müsse in dem Kampfe ein Jeder führen. Bei einem solchen Kampfe werde, namentlich wenn man den heimischen Markt durch geeignete Maßnahmen mehr erschließe, unsere Zuckerindustrie gewiß glänzend bestehen.

Er habe, so schloß der Redner, zu seinem eigenen Bedauern meist von wirthschaftlichen Dingen sprechen müssen. Gewiß seien die Zeiten ernste gewesen, gerade auch hier in Leipzig, aber darüber brauchen wir den Kopf nicht zu verlieren. Der Deutsche sei so geartet, daß er mit einem tüchtigen Wissen ein tüchtiges Können verbinde. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, werde der Deutsche auf dem Weltmarkte seine Position immerdar behaupten, wenn er fest im heimathlichen Boden selbst wurzele. Er könne nur nochmals sagen: auf der Heimathspolitik müsse sich die Weltpolitik aufbauen. Darum müssen wir über alles Andere die Pflege des nationalen Gedankens setzen. Noch strebe der deutsche Aar aufwärts, und wir brauchen wahrlich nicht zu befürchten, daß es anders kommen könnte, wenn wir selbst Alles thun, um einen solchen Flug zu begünstigen. Geachtet werden wir dann in aller Welt dastehen, und das sei auch Alles, was wir als patriotische Männer wollen. (Allseitiger, minutenlang anhaltender Beifall.)

Herr Justizrath Dr. Gensel dankte mit warmen Worten. Es sei ihm Herr Prof. Dr. Paasche als guter Redner längst bekannt, allein die heutigen Ausführungen wären so treffliche gewesen, daß er noch seinen besonderen Dank an dieser Stelle mit Freuden bekunden wolle.

Es nahm nunmehr unmittelbar der Commers seinen Anfang. Derselbe wurde eingeleitet mit dem allgemeinen Gesange des Liedes „Sind wir vereint zur guten Stunde", worauf der Vorsitzende das Wort ergriff, um in altgewohnter Sitte zuerst den Kaiser- und Königstoast auszubringen. Wir haben heute, so sagte Herr Dr. Gensel, aus beredtem Munde gehört, daß noch so Vieles in der Vertretung des deutschen Volkes zu wünschen übrig bleibe. Er wolle zu dem, was erwähnt worden sei, auch noch den „Toleranzantrag" hinzufügen, den ein anders zusammengesetzter Reichstag wohl von vornherein abgelehnt hätte, denn sei auch so Manches geändert worden, so bleibe in diesem Centrumsantrage doch noch genug übrig, was Gefahr bringen könne. Seinen Halt erblicke das deutsche

---

Feuilleton.

Strohfeuer.

Novelle von Aubry-Bézan.

Aus dem Französischen von Gustav Leon Welden.

Nachdruck verboten.

I.

Als Charlie Fremey am Casino vorüberging, richteten sich seine Augen unwillkürlich auf den Anschlagszettel, der in der frischen Seebrise an der Gitterthüre flatterte; und beim Anblick der Namen, oder vielmehr des Namens, der in riesigen Lettern auf dem strohgelben Papiere prangte, kam ein Ausruf unangenehmer Ueberraschung und lebhaften Mißvergnügens über seine Lippen.

„Alle Wetter! . . . . Welch' eine vertrackte Idee von diesem Dalteri, hier zu singen!"

In der That kündigte das Programm mit einem großen Aufwand schmeichelhafter Worte an, daß der zur Villeggiatur in D. eingetroffene berühmte Tenorist Felix Dalteri eingewilligt habe, sich am selben Abende im Casino hören zu lassen, „zur größeren Unterhaltung der Badegäste" — und auch, so hätte man hinzufügen können, zu seinem größeren Vortheil! Denn Dalteri, das war bekannt, verstand sich ebenso gut auf seine Interessen, als auf seinen Gesang.

Charlie's Gesicht wurde immer finsterer, während er langsam die Stufen des Casinos hinanstieg, um sich zu erkundigen, ob Herr Leighton für die Abendvorstellung für sich und seine Tochter Plätze bestellt hatte.

„Herr Leighton hat deren drei belegen lassen, mein Herr."

„Schön, ich danke."

Charlie fragte sich nicht erst, für wen dieser dritte Platz bestimmt war. Er wußte sehr wohl, daß er ihm zugedacht war. Es war das eine Aufmerksamkeit des Herrn Leighton, der den Wunsch hegte, ihn das Herz der sehr unabhängigen Annie erringen zu sehen.

Er kehrte dem Casino den Rücken und schlug, in nicht weniger als freundliche Betrachtungen versunken, den schmalen Weg ein, der längs der Küste nach der Villa Leighton führte.

Da drüben, in New York, schien ihn Annie inmitten der Schaar von „lovers", von denen sie in ihrer doppelten Eigenschaft als sehr hübsches Mädchen und Erbin mehrerer Millionen beständig umschwärmt war, thatsächlich auszuzeichnen. Sie litt es gerne, daß er von dem Vorrechte einer weitläufigen Verwandtschaft Gebrauch machte, um sich überall zu ihrem getreuen Ritter aufzuwerfen.

Aber er schien plötzlich in ihren Gedanken eine zweite Stelle einzunehmen seit dem Abende, wo sie, während ihres gemeinsamen Pariser Aufenthaltes, in der Oper zum ersten Male den Tenoristen Dalteri als „Romeo" gehört hatte, in welcher Rolle sich dieser als ein hervorragender Künstler erwies. Sehr lebhaft in ihren Eindrücken, hatte sie sich alsbald für ihn begeistert, hatte keine Vorstellung mehr versäumt, in der er auftrat. Sie duldete keinerlei Kritik über ihn und schrieb ihm großmüthig Eigenschaften zu, die er im besten Falle dem Namen nach kannte. Insbesondere ließ sie es nicht zu, daß man ihn beschuldigte, eine nur sehr mittelmäßige Intelligenz, dagegen aber eine stark entwickelte Eitelkeit zu besitzen und dem Selbstcultus in einem Maße zu huldigen, das alle Grenzen überstieg.

„Wenn dieser unausstehliche Dalteri einige Tage hier bleibt", dachte Charlie, indem er mit seinem Spazierstock grimmig auf den in dichten Massen am Wege stehenden Stechginster einhieb, „wird sie Mittel und Wege finden, sich ihn vorstellen zu lassen. Die Kingsmill kennen ihn sehr gut! . . . Sie wird mit ihm musiziren, mehr als je unter seinem Banne stehen, und dann . . . dann bin ich verloren . . . Er ist berühmt, erst fünfunddreißig Jahre alt, und wenn sie die Laune anwandelt, wird sie ihm den Kopf verdrehen, genau so, wie sie eine Blume pflücken würde, und sie wird ihn heirathen, Allen und Jeden zum Trotz! . . ."

Charlie konnte den Gang seiner pessimistischen Betrachtungen nicht weiter verfolgen, denn er hatte die zwischen grünem Buschwerk verborgene Villa Leighton erreicht, und durch die große Glasthüre der Veranda bemerkte er Annie, vor dem Piano sitzend, frisch, wie eine schöne Blume, in ihrem leichten Matt-Rosakleide, einen weißen Spitzenkragen um den schlanken Hals, über welchem ein paar neckische, kleine, blonde Löckchen zitterten, die dem schweren, von einem Schildkrötkamm im Nacken zurückgehaltenen Haarknoten entwischt waren.

Er konnte sie mit Muße betrachten, denn sie war so vertieft in ihr Spiel, daß sie die Thüre nicht hatte öffnen hören, und dem armen Charlie ward schwer um's Herz, als er in den Accorden eine der Glanznummern Dalteri's erkannte.

„Guten Tag, Annie", sagte er, unfähig, länger zuzuhören.

Sie schrak leicht zusammen, dann wandte sie ihm ihr hübsches, rosiges Gesicht zu, und indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, rief sie, heiter lächelnd:

„Wie abscheulich, Charlie, sich so einzuschleichen, ohne ein Wort zu sagen!"

„Verzeihen Sie mir, Annie . . ."

„Aber ja, ich verzeihe Ihnen, und das ohne jede Mühe! Ach, ich bin so zufrieden! Stellen Sie sich vor, daß Felix Dalteri sich hier befindet! Es ist herrlich, nicht wahr? Papa hat rasch die Plätze für uns belegen lassen . . . auch für Sie. Es scheint, daß er die ganze Woche hier bleiben wird, und ich habe heute Harry Kingsmill getroffen, der mir versprochen hat, ihn mir vorzustellen! . . ."

Charlie erwiderte, trotz seiner Anstrengung, sich zu beherrschen, in ungeduldigem Tone:

„Ja, ich weiß, daß Dalteri uns die Ehre seines Besuches schenkt, und ich danke Ihnen, daß Sie daran gedacht haben, auch mich daraus Nutzen ziehen zu lassen."

Ein mattstörtes Lächeln kräuselte ihre schönen Lippen. Sie erhob sich vom Piano und nahm einige Schritte von ihm in einem Schaukelstuhle Platz.

„Charlie", begann sie, „was haben Sie eigentlich gegen Dalteri? Denn schließlich, Sie werden zugeben müssen, daß er mehr als Talent hat, und daß es Leute giebt, die auf ihn das Wort „Genie" anwenden."

„Ja, Annie", sagte er resignirt.

„Sie werden auch nicht bestreiten wollen, daß er aus guter Familie ist, und daß er in Kreisen Zutritt hat, welche sich, wie es scheint, nicht Jedermann öffnen, Harry Kingsmill versicherte es mir noch heute."

Charlie wünschte Harry Kingsmill innerlich eine lange Reihe von Schandthaten, zum Danke für seine Schwätzereien, und mit einer Gereiztheit, die er nicht mehr zu zügeln vermochte, rief er aus:

„Ich wollte, Kingsmill und der Gegenstand seiner Lobsprüche wären, wo der Pfeffer wächst! . . . Wenn Harry einen Funken gesunden Menschenverstand hätte, würde er Ihnen im Gegentheil sagen, daß Dalteri weiter nichts ist, als ein unerträglicher Zierbengel, trotz seines Talents!"

Annie sprang aus ihrem Schaukelstuhle auf und betrachtete Charlie mit so entrüsteter Miene, als ob er eine für sie geheiligte Gottheit beleidigt hätte:

„Charlie, Sie sind ein abscheulicher Mensch!"

Das war nun gerade nicht der Eindruck, den Charlie auf Annie zu machen wünschte, und er schickte sich an, sich zu vertheidigen, aber sie fuhr in halb klagendem, halb erzürntem Tone fort:

„Warum zeigen Sie sich so ungerecht gegen Felix Dalteri? Schlecht sprechen zu hören von Denen, die ich verehre, ist etwas, das ich nicht ertragen kann . . . selbst nicht von Ihnen, Charlie!"

„Oh, Annie, wie hart Sie sind . . ."

Er machte ein so unglückliches Gesicht, daß der ganze Zorn Annie's sich plötzlich legte, und sie in ein helles, fröhliches Gelächter ausbrach.

„Kommen Sie, Charlie, schließen wir Frieden, und tadeln Sie Felix Dalteri nicht mehr, wenigstens nicht vor mir . . . Sie versprechen mir das, nicht wahr?"

Sie reichte ihm ihre zierliche, kleine Hand; er nahm dieselbe und küßte sie, zum Zeichen der Versöhnung.

„Ich verspreche es Ihnen, Annie, da Sie es wünschen."

„Quite well! Und nun würde ich Sie um die Erlaubniß bitten, unhöflich zu sein, und mein Spiel wieder aufzunehmen, indeß Sie, um sich zu zerstreuen, auf der Terrasse mit Papa eine Cigarre rauchen werden."

SLUB
Wir führen Wissen.